

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 15 (1935-1936)
Heft: 5

Artikel: Das Wolfdietrichepos
Autor: Ninck, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Holz wurden in diesen beiden Monaten vom Deutschen Reiche 620 000 Meterzenter im Werte von 3,5 Mill. in Österreich eingekauft; das ist fast genau doppelt so viel wie in der gleichen Zeit des Vorjahres. Die Obst-, vornehmlich die Apfelausfuhr, nach dem Deutschen Reiche hat im Jänner und Februar einen Wert von 1,4 Mill. Schilling erreicht, während im Vorjahr überhaupt keine Obstaufuhr bestanden hat. Ebenso ist die Milchausfuhr von kaum 10 000 auf 375 000 Schilling gestiegen. Die Ausfuhr an Wolle und Wollabfällen stieg von 64 000 auf 275 000, an Papierzeug von 127 000 auf 511 000 Schilling. Die reichsdeutschen Einkäufe in Baumwollgarnen haben sich fast vervierfacht, nämlich von 437 000 auf 1 662 000 Schilling. Von den Fertigwaren hat sich die Lieferung österreichischer Eisenwaren nach dem Deutschen Reiche um 50 Prozent gesteigert. Wenn auch in anderen Positionen, wie zum Beispiel in der Lederausfuhr und in der Stahlausfuhr, ein Rückgang zu verzeichnen ist, so bleibt doch das Gesamtbild des österreichisch-deutschen Handelsverkehrs so, daß er nach den ersten zwei Monaten des Jahres 1935 die Neigung zeigt, eher zu Ungunsten des Deutschen Reiches passiv zu werden.

So haben wir mit wenigen Ziffern die zwei großen wirtschaftsbildenden Tendenzen im mitteleuropäischen Raume aufgezeigt. Die eine ist durch Italiens wirtschaftliche, politische und kulturelle Expansionsstränge hervorgerufen und durch die Römischen Pakte vom 17. März 1934 festgelegt worden. Die andere entspringt (abgesehen von der sie fördernden Rohstoffknappheit im Deutschen Reiche) mehr natürlichen und durchaus unpolitischen Ursachen und gibt dem Begriffe vom Donau-Wirtschaftsraume eine wesenhaftere Bedeutung als manche der meist reaktionären Strömungen, die diesen Begriff für lange Zeit zu einem seltsamen politischen Schemen werden ließen.

Das Wolsdietrichepos.

Von Martin Lind.

Wer kennt heute den Wolsdietrich? Welcher Lehrer pflegt seine Schüler auch nur mit dem Inhalt des Epos flüchtig bekannt zu machen? Ich habe oft diese Frage gestellt, selten eine bejahende Antwort erhalten; dagegen häufig Erstaunen bemerkt, wenn ich Näheres von Wolsdietrich erzählte. Wir wollen hier den Gründen nicht nachgehen, warum man der heranwachsenden Jugend heut immer noch lieber das Bild Jakobs oder des Romulus vorhält, ihr aber unsere Stammesepen vorenthält; lieber seien gleich die Hauptzüge des mittelalterlichen Gedichtes wiedergegeben:

In Konstantinopel herrscht H u g e D i e t r i c h als gewaltiger König, dem Herzog B e r c h t u n g von Meran mit sechzehn Söhnen als treuer

Gefolgsmann und Waffenmeister dient. Er führt seinem König heimlich die schöne Schwester Botelung von Hunnenland als Gemahlin zu, die ihm zwei Söhne des Namens Dietrich schenkt. Mit der Königin ist von den Hunnen Saben gekommen, der das Vertrauen Hugdietrichs zu gewinnen weiß, ihm aber heimtückisch immer zum Bösen rät. Der König befiehlt ihm Gemahlin und Reich, da er mit Berchtung gegen die Dänen fährt. Inzwischen schenkt die Königin einem dritten Sohne das Leben. Einer Traumstimme gehorchend, trägt sie ihn heimlich zu einem Einsiedler, der ihn im Wasser taucht und ihm verheißt, daß er sich Hand und Land einer Königin erkämpfen werde. Er schenkt ihm ein Taufhemde, welches ihm allzeit gerecht sein soll, gegen Wasser und Feuer ihn stark macht und ihm bis zum fünfzigsten alle Jahre eine Mannesstärke zufügen wird. Saben, der Verräter, sucht die Königin zu verführen; da sie ihn abweist, verleumdet er sie bei dem heimkehrenden König und nährt das Gerücht, der Knabe sei eines Unholdes Kind. Der König will ihm lange nicht glauben, da er große Freude an dem unbändigen Jungen hat, endlich läßt er sich aber doch bereden, gibt sich selbst dazu her, das Kind von der Seite seiner Frau zu nehmen, und befiehlt es Berchtung, damit er es im Walde töte. Schwer wird dem treuen Pfleger der Gang. Er schlägt es in seinen Mantel und reitet davon, Weg und Steg vermeidend. Das Kind spielt im anbrechenden Morgen lachend mit seinen Panzerringen, da erbarmt es den Alten, und er beschließt, dem Schicksal die Entscheidung zu überlassen. Im tiefen Wald kommt er zu einem Brunnen, auf dem lichte Seerosen blühen. Die setzt er dem Kinde zur Probe: greift es nach ihnen, so wird es sein Tod sein, enthält es sich aber, so ist ihm Leben bestimmt. So setzt er es über das Wasser. Das Kind langt nicht nach den Rosen, sondern springt, ein Jahr erst alt, auf den Unger am Wasserrand und spielt vergnügt im grünen Gras. Die Probe ist Berchtung noch nicht genug. Auch an den Schrecken der Nacht will er es prüfen. Hinter einem Busch wartet der Alte und sieht Löwen, Bären, Wölfe, zulezt aber ein ganzes Rudel hungriger Wölfe herankommen, ihren Durst an dem Wasser zu löschen. Sie finden das Kind, sperren gähmend den Rachen auf, aber tun ihm nichts und setzen sich im Kreis ringsherum. Furchtlos greift der Knabe nach ihren Augen, die im Mondschein wie Lichter glänzen, und schlägt jeden, der sich zur Wehr setzt. Staunend sieht der Meister darin ein Zeichen, daß der Knabe zu Großem ausersehen sei, und beschließt, ihn zu retten, laufe er auch für die Seinen Gefahr. Er nimmt den Knaben am Morgen aufs Roß, gibt ihn einem Waldhüter zur Erziehung und nennt ihn Wolfdietrich.

Da die Königin am Morgen des Raubes an ihrem Kinde inne wird, bricht sie in lautes Wehklagen aus. Den Einflüsterungen Sabens folgend, weiß der König die Schuld auf Berchtung abzulenken. Er lockt den Arglosen an den Hof, läßt ihn beim Mahl überfallen, in Ketten legen und ins Gefängnis werfen. Ein Gericht unter Sabens Vorsitz soll über ihn entscheiden, niemand erhebt die Stimme für ihn. Schon soll das Urteil ge-

sprochen werden, da tritt Berchtungs Schwager B a l t r a m in den Ring, zerschneidet die Bande des Gefangenen und verlangt ein Gottesurteil durch Zweikampf des Anklägers mit dem Angeklagten. Saben weigert sich; dem Meister ist damit das Wort freigegeben, und er enthüllt den wahren Verlauf der Dinge. Saben soll mit dem Tode büßen; aber der früheren Freundschaft eingedenk, schenkt ihm auf seine flehentlichen Bitten Berchtung das Leben. Doch muß er als Verbannter das Land verlassen.

Wolsfdietrich, der inzwischen bei dem Waldhüter herangewachsen ist, sich aber sehr ungefüge bei ihm benommen hat, wird nun an den Hof geholt, freudig von Vater und Mutter begrüßt und dann Berchtung übergeben, der ihn mit den eigenen Söhnen auf seiner Burg L i l i e n p o r t e erzieht.

Als Hugdietrich zum Sterben kommt, empfiehlt er das Reich und die unmündigen Söhne dem Schutze Berchtungs. Aber schon ist Saben wieder zur Stelle, beginnt sein altes Ränkespiel und weiß es zu bewirken, daß ihn die Königin in seine Würden wieder einsetzt. Er verdrängt den alten Waffenmeister, der sich grollend auf seine Burg zurückzieht, und hegt dann die Brüder gegen das „Rebsenkind“. Sie beanspruchen das ganze Erbe für sich, die Mutter selbst muß vor ihnen fliehen und auf Lilienporte bei Berchtung Schutz suchen. Berchtung mit seinen sechzehn Söhnen und großem Heere zieht gegen die Brüder. In dem Kampfe fallen sechs seiner Söhne: Wolsfdietrich verliert alle seine Mannen und muß weichen, Berchtung mit zehn Söhnen deckt den Rückzug in den Wald.

Die Burg Berchtungs wird vom Feinde umschlossen. Als sich die Belagerung immer länger hinzieht, will Wolsfdietrich sich durchschleichen, um eines fremden Königs Hilfe zu gewinnen. Berchtung rät ihm, den mächtigen Lampartenfürsten O r t n i t aufzusuchen, den er noch lebend wähnt, und gibt ihm Waffen, Rüstung und Roß, das einzige Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen. Die Mutter reicht ihm das wunderbare Taufgewand, und so ausgerüstet entkommt er nachts durch das feindliche Heer.

Auf dem Wege nach der Lombardei verläuft sich Wolsfdietrich im Gebirge und irrt fünf Tage ohne Nahrung in der Wildnis umher. Sein ermattetes Pferd F a l k e vermag ihn nicht mehr zu tragen. Da steigt er ab, löst ihm den Sattel und trägt ihn selbst. Sein Roß am Zaume führend, sucht er mühsam den Weg zwischen Geröll und umgestürzten Baumstämmen. Von der Höhe eines Bergs hört er aus der Tiefe tosenden Schall, von dem Berg und Tal widerhallen, und wie er niedersteigt, glänzt ihm das Meer entgegen, dessen Wogen sich donnernd an einer Steinwand brechen. Auf einer Blumenwiese am Strand unter einer Linde schläft er ein, vor Ermattung und Hunger des Todes gewärtig. Da entsteigt ein schuppiges, mit Seegras bewachsenes Meerweib den Fluten, sie nimmt ihm das Schwert, trägt es fort und verbirgt sich selber in der Linde. Den erwachenden Helden prüft sie und fragt, mit welcher Erlaubnis er unter ihrem Baume ruhe. Als sie aber von seinen Leiden hört, ist sie voll Mitleid, tröstet ihn, ja bietet

ihm die eigene Hand, drei Königreiche und die Herrschaft über alle Meereswunder. Sie wirft ihre garstige Schuppenhaut ab und steht als die schönste aller Frauen vor ihm. Aber des Helden ganzes Sehnen steht darauf, seine elf Dienstmannen, Berchtung mit seinen Söhnen zu befreien und dafür die Hilfe Ortnits zu gewinnen. Daher schlägt er ihr Werben aus, verspricht ihr aber, wenn er die Brüder besiegt habe, einen derselben zum Manne. Sie erquickt den Helden und sein Roß mit einer Zaubermurzel und weist ihm den Weg der Küste entlang nach Lamparten.

Am Gartensee (Gardasee) hört Wolfdietrich, daß der mächtige Ortnit im Kampf mit einem Lindwurm gefallen sei und seine Witwe von Freiern bedrängt werde. Er beschließt, ihr seine Hilfe zu leisten und Ortnit zu rächen. In den Bergen hinter Trient findet er den Drachen im Kampf mit einem Löwen, dem er zu Hilfe eilt; aber sein Schwert zerpringt am harten Panzer des Drachen. Der Wurm ergreift ihn, trägt ihn in seine Höhle und wirft ihn den Jungen vor. Wolfdietrich aber findet in der Höhle Ortnits Schwert Rose und erschlägt damit die Drachenbrut. Noch hat er den Kampf mit den trozkigen Vasallen zu bestehen und einen falschen Anwärter zu entlarven, der ihm den Ruhm streitig machen will. Dem Rächer Ortnits reicht die Kaiserin die Hand, wie es der Wunsch des Verstorbenen war.

Jetzt hat Wolfdietrich Macht, gegen seine Brüder zu ziehen. Er besiegt sie und nimmt sie gefangen, schenkt ihnen aber auf Fürbitte der Kaiserin das Leben. Am Grabe Berchtungs, der längst vor Leid gestorben, bringt er dem Treuen in Tränen und Klagen seinen Dank dar. Dessen Söhne befehlt er mit Land und Leuten und kehrt selber nach Garten zurück, wo er mit seiner Gemahlin zusammen die Herrschaft antritt.

So lautet der Inhalt der besten unter den vier Fassungen, in denen uns das Gedicht erhalten ist. Zugegeben, einiges ist ungenügend begründet und unklar in dieser Fassung. Der alte König spielt eine klägliche Rolle, indem er das Kind, welches ihm Freude macht, auf bloße Verleumdungen seines Ratgebers hin selbst von der Seite der Königin nimmt und nachher die Schuld auf den treuen Waffenmeister schiebt, den er zum Dank für die Erledigung eines peinlichen Auftrags heimtückisch überfallen und ins Gefängnis werfen läßt. Die nachherige Rechtfertigung Berchtungs und die Art, wie sich der Spieß dann plötzlich gegen Saben selber wendet, ist vollends verwirrt. Mit welchem Rechtsgrund tritt Baltram für seinen Schwager ein? Warum wird Berchtung nun plötzlich das Wort freigegeben? Wie kann sein Bekenntnis, daß er den Auftrag des Königs nicht richtig ausgeführt hat, denselben König mit einem Mal zu seinen Gunsten stimmen? In der Form, wie uns heute das Gedicht erhalten ist, bleibt all das ein offenes Rätsel und der ergänzenden Phantasie des Lesers überlassen, wie er sich die genaue Begründung denkt.

Wir müssen uns aber hier erinnern, daß wir das Gedicht nicht in ursprünglicher Gestalt, sondern im Spielmannskleide aus der späten Zeit von

ungefähr 1230 vor uns haben. 1230 ist die Zeit Friedrich II., des letzten großen Hohenstaufen, der letzten Kreuzzüge, des schon langsam entartenden Rittertums. Seit vielen Jahrhunderten sind die Völker christianisiert, der Helbengesang hat seine Wurzel nicht mehr, den Glauben ans Schicksal, an die Götter und die ins Leben wirksam eingreifenden Mächte der Tiefe; die frühere Form, der Stabreim, die alte Strophe ist verloren; der Gesang liegt nicht mehr in Händen von Hofdichtern gleichen Ranges wie die Helden und Recken, sondern von fahrenden Spielleuten minderen Rechts, die nur zur Unterhaltung singen, sagen und schreiben. Ihnen sind die alten Lieder nur Stoff, den sie bald besser, bald schlechter, immer aber handwerksmäßig und dem Geschmack der Zeit angepaßt zurechtstutzen. Rechnen wir hinzu, daß die Lieder in der Hauptzeit ihres Bestehens und Wandels mündlich weitergegeben wurden, also durch Jahrhunderte hindurch von Hand zu Hand liefen, so begreift man, daß sich manches von der ursprünglichen Gestalt und Schönheit dabei verlor, ja wir müssen uns unter diesen Umständen eigentlich wundern, wie gut erhalten und wie anständig geformt der Wolsfdietrich auf uns gekommen ist.

Denn deutlich leuchten nun sofort einige Prachtstellen heraus, die noch immer von allerbesten Dichtung zeugen, versteht man sie nur richtig im alten epischen Sinne. Da ist dieses Sigeminneabenteuer, diese Begegnung des Helden mit einer Meersei, wie sie fast in allen Heldenliedern einmal vorkommt! Aber wie fein ist sie hier seelisch vorbereitet, wie wird das Wunder hier zur erlebten Wirklichkeit, wie aufschlußreich ist die Stelle für das Wesen dieser Wasserfrauen überhaupt! Wolsfdietrich kommt in den Bann der Nixe im Augenblick, da er äußerlich und innerlich am tiefsten leidet, unter der Last der Sorgen und Mühen fast zusammenbricht. Enterbt und von den Brüdern verfolgt, hat er die Freunde, die alles für ihn geopfert, ja die eigene Mutter in höchster Not zurücklassen müssen, um einem ungewissen Geschick, das nur Kampf und Fährlichkeit für ihn hat, entgegenzugehen. Mit allen Gefahren bedräut ihn das Gebirge, sein Roß folgt ihm nur noch am Baum, des eigenen Panzers muß er sich entäußern und ihn auf der Strecke lassen. Furchtbar meldet sich ihm ein Donnern an, schrecklich schön öffnet sich das gewaltige Meer vor ihm, traumhaft wird er vom gewaltigen Lied der Brandung eingesponnen. Da verfällt er der entwaffnenden Macht der Tiefe, dem Zauber der Wassergeister, und die Schreckbilder seiner Seele wandeln sich zum holden Traumgespinnst, das ihn schmeichelnd umfängt, ihn erleichtert und stärkt, ihm neuen Mut, Kraft und die Zuversicht gibt, die ihn des Wegs nach den neuen Abenteuern gerade und sicher ziehen läßt.

Das ist Erfindungskunst, die der des Homer nicht nachsteht, und erinnert an die Begegnung des Odysseus mit Sirenen und mit Polyphem, und doch ist an Abhängigkeit gar nicht zu denken, da die äußeren Voraussetzungen so ganz andere sind. Das Erlebnis, erkennen wir hier, ist ganz seelisch zu verstehen. Sigeminne ist halb bildgewordene Sehnsucht, aus

der Not und Bedrückung herauszukommen, ein Wunschtraum, der alles Lichte, Wonnevolle aus verschütteter Vergangenheit plötzlich nach oben bringt, halb ist sie Verkörperung der strahlenden Meerespracht, die den Helden zum ersten Mal mit ihrem Zauber umfängt und von der sein Auge im Schlafe noch geblendet ist. Der Traumschlaf stärkt ihn, und wie neu ermuntert vollendet er nun sein Werk. Als Entrückungserlebnisse sind denn alle Begegnungen der Sagenhelden mit Nixen und Meerfrauen aufzufassen, und nur weil die alte Dichtung das Seelische vollständig ins Bild zieht, ist das Zusammentreffen als äußeres Geschehen dargestellt und keine Andeutung mehr vorhanden, daß es sich eigentlich um innere Erlebnisse handelt.

Im mythischen Sinn ist natürlich auch die Aussetzung des Kindes und die merkwürdige Schicksalsprobe mit den Seerosen und nächtlichen Wölfen zu verstehen. Unwahrscheinlich, ja unverständlich vom Standpunkt der Tatsächlichkeit, zieht diese Szene ihre ganze Kraft wiederum aus Sinnbildern des Erlebens. Der tiefeingeprägte Schicksalsglaube der Germanen ist hier der Hintergrund, der Glaube, daß alles vorherbestimmt sei und die Norne über Leben und Tod entscheide. Es kann hier nicht gezeigt werden, woraus dieser Glaube seine unerschütterliche Gewißheit zog, noch weniger, warum die germanische Religion eben in diesem Glauben gipfelte und die Schicksalsabhängigkeit weniger als Zwang, denn als Geborgenheit, Lösung und Lebenssteigerung empfunden wurde. Das aber muß erwähnt werden, daß als wichtigstes Element der Schicksalsvermittlung das Wasser galt, weil es mit der Tiefe in Verbindung steht, aus dem Schoß der Erde quillt und darum nach alter Vorstellung von den Nornen selbst kommt. Am Wasser setzt Berchtung den Heldensohn aus, um den Entscheid des Schicksals zu erfahren.

Der Vorwurf illegitimen Ursprungs — der Grund für die Aussetzung — hängt mit der Schicksalsprobe eng zusammen. Das Motiv ist sehr häufig in Heldensagen. Man denke nur an Perseus, Romulus und Remus. Sigfrid gilt als Findling, kennt im deutschen Sehfriedlied seine Eltern nicht und wächst unter den Tieren des Waldes auf, ähnlich wie der Genoveva Kind und unzählige Märchenhelden. Diese Züge erklären sich als Ausdruck für die höhere Bestimmung, die höheren Fähigkeiten hervorragender Menschen des tätigen oder des geistigen Lebens. Wir sprechen heute noch von deren Genius (Genie) und meinen damit, daß ein besonderer Schöpfergeist in ihnen walte und sie mit Mächten des Schicksals im Bunde ständen. Diese Verbindung leitete das sinnfälligere Denken früherer Zeiten von einem Pakt mit den Göttern oder aber von höherer Geburt, von göttlicher Abstammung her. Zeus gilt als Vater des Perseus und Mars als Erzeuger der römischen Zwillinge, wogegen in deutschen Sagen gewöhnlich die Mutter höheren Ranges und unsterblich ist. Meist gilt sie als Nixe, die vorübergehend einem Mann in die Ehe folgt und plötzlich wieder verschwindet, ihren Heldenöhnen jedoch weiterhin schützend zur Seite steht.

Eben dieser merkwürdige Glaube geriet aber später in Konflikt mit bürgerlicheren Anschauungen, die dunkle Nigenmutter kam in Verruf, und der Vorwurf illegitimen Ursprungs des Heldensohnes breitete sich aus. Dieser Vorwurf ist im Wolfdietrich das dichterische Problem geworden, das treibende Moment, welches die große Spannung zwischen den einzelnen Handlungsträgern schafft, den Knoten schürzt, den Helden in Not und Fährlichkeit bringt, ihn aber andererseits auch umso mehr innerlich wachsen und selbständiger, reifer, größer werden läßt. In seiner Jugend im Wald ist der Hinweis gegeben, daß auch Wolfdietrich ursprünglich als Sohn einer Wald- oder Wasserfrau galt, und hiermit steht denn das Abenteuer mit Sigeminne in innerer Beziehung. Daß er den Tieren der Wildnis als Einjähriger furchtlos begegnet und den gleißenden Wolfsblick mit der Bannkraft der eigenen Augen niederzwingt, ist das untrügliche Zeichen seiner Heldennatur, woran denn sein Name allzeit erinnert. Das Kind selber erzieht sich Leben, es kommt aus Schicksals Hand und bleibt durchs Wasser auch später immer mit dem Schicksal in Beziehung. So reiht sich diese merkwürdige Aussetzungsszene, dichterisch aufgefaßt und mythisch verstanden, sinnvoll ins Ganze.

Offen liegen die übrigen, mehr menschlichen Vorzüge unseres Gedichts, die schon mehrfach von andern ihr Lob gefunden haben. Man hat es mit Recht ein Hohelied der Treue genannt, die im Verhältnis Berchtungs zu seinem Herrn und nachher zum Ziehsohn ebenso schön zum Ausdruck kommt wie in der hingebenden Dankbarkeit des Helden seinem Pflegevater und den Ziehbrüdern gegenüber.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Totalrevision der Bundesverfassung. / Schwindende Neutralität und mangelnde Objektivität. / Zum Fall Hagenbuch.

In zehn Tagen haben Volk und Stände sich darüber auszusprechen, ob unsere alt-ehrwürdige Bundesverfassung aus dem Jahre 1874 durch ein neues Verfassungswerk ersetzt werden soll oder nicht. Man kann nicht behaupten, daß diese Frage das Schweizer Volk stark beschäftigen und die Gemüter sehr erhitzen würde. Die Notwendigkeit einer Totalrevision unserer Verfassung kann wohl nicht bestritten werden. Schon rein formell wäre es wünschenswert, das heute ziemlich unübersichtliche Flickwerk durch einen klaren Neubau zu ersetzen. Am Bau von 1874, dessen Fundamente ziemlich unberührt aus dem Jahre 1848 stammen, hat man in 60 Jahren recht viel Änderungen vorgenommen. Ein Pariser Rechtslehrer traf den Nagel ziemlich auf den Kopf, wenn er in seinem Kolleg behauptete, im Sommer beuten die Schweizer die Fremden aus und im Winter revidieren sie ihre Verfassung. Man hat nicht nur im Innern des Hauses so viel Umbauten vorgenommen, daß die ursprüngliche Hauseinteilung kaum mehr erkennbar ist,